

Die Bedeutung der Stimmlosigkeit aus phoniatischer Sicht

Referat, gehalten im Rahmen der 41. D-A-CH Tagung in Wels/Oberösterreich,
17.-19. September 2010

Diese Tagung beschäftigt sich mit den Singgewohnheiten der heutigen Kinder und der Tatsache, dass heute tendenziell weniger oft und weniger gut gesungen wird als früher. Es gibt dafür keine medizinischen Ursachen, das heisst, Kinder singen heute nicht weniger oder schlechter als früher, weil sie in irgendeiner Weise krank wären. Ich wende mich daher nicht so sehr als Ärztin als vielmehr wegen meinem Interesse für die Stimme, das über das Medizinische hinausreicht an Sie. Ich möchte Ihnen einige Überlegungen vortragen zur Frage was die Tatsache, dass heute weniger gesungen wird, bewirken könnte und was dies (zum Teil im übertragenen Sinn) bedeutet. Etwas plakativ möchte ich behaupten, dass ein Verlust der Gesangskultur einhergeht mit geringerer Lebensfreude, Offenheit und Zunahme von Angst.

Meine Praxis liegt in Schlieren, einer nordwestlich an Zürich grenzenden Stadt. Seit 1958 gibt es in Schlieren einen Kinderchor mit dem Namen „Schlieremer Chind“. Der Chor wurde von 2 Lehrern in Schlieren gegründet und bestand ursprünglich nur aus 1 bis 2 Schulklassen. Nachdem eine erste Schallplatte mit Kinderliedern sehr erfolgreich war, hat der Chor im Weiteren Märchen- und Musical-Produktionen auf den Markt gebracht, mit denen viele Generationen von Deutschschweizer Kindern aufgewachsen sind. Das Ziel des Kinderchores war immer das Gleiche. Mit einfachen und lustigen Texten und läufigen Melodien anderen Kindern Freude zu bereiten. Heute gibt es die Schlieremer Chind immer noch, geleitet vom Sohn des einen Gründers. Eine Produktion ist geplant, jedoch werden nur 7 Kinder aus der ganzen Region, also nicht nur aus Schlieren, mitmachen und diese werden mittels Casting ausgewählt. Das dürfte ein typisches Beispiel der Entwicklung des Kindergesanges in unserer Zeit sein.

In meiner Praxis sehe ich sehr viele Kinder, welche mich meistens mit Problemen der Mandeln, der Ohren seltener der Stimme aufsuchen. Dies habe ich dazu benützt, mir mit einem kurzen Fragebogen und einem kleinen Test ein Bild zu machen, wie es um die Singgewohnheiten und -qualität der Kinder in und um Schlieren herum eigentlich steht.

Es wurden 120 Kinder untersucht, wobei sich die Fragebogen jeweils auf die Kinder und ihre Eltern bezogen haben. Es handelte sich um 68 Knaben (56,7%) mit einem Altersdurchschnitt von 7,94 Jahren und 52 Mädchen (43,3) mit einem Altersdurchschnitt von 7,91 Jahren. 7 dieser 120 Kinder hatten eine objektivierbare Stimmstörung im Sinne einer Hyperfunktion evtl. mit Knötchenbildung (der Praxisbesuch erfolgte aber nicht deswegen). 5 Kinder mit Stimmstörungen waren Knaben, 2 Mädchen.

Die Eltern können 26 Nationen zugeordnet werden, man kann also durchaus von einer multikulturellen Gesellschaft sprechen. 37,92% der Eltern sind Schweizer, 17,5% kommen aus Italien (Schlieren ist bekannt für einen hohen Italieneranteil seit einer Einwanderungswelle in den fünfziger Jahren). Alle übrigen Volksgruppierungen machen weniger als 7% aus. Ich habe daher eine grobe Einteilung vorgenommen in nordwest-europäisch stämmige Eltern, Eltern aus den romanischen Sprach- und Kulturgebieten, Eltern aus dem Balkan und dann noch einige Diverse.

Tab. 1: Herkunft der Eltern

Nordwesteuropäisch	n = 104	43.33 %
Romanisch	n = 71	29.58 %
Balkan	n = 55	22.92 %
diverse	n = 10	4.17 %

Die erste Frage im Fragebogen hat sich darauf bezogen, wie häufig Eltern und Kinder singen mit einer Bewertung von nie=0, ab und zu=1 und oft=2.

Tab. 2: Häufigkeit des Singens

Väter	Mütter	Kinder n = 120
0,8	1,2	1,6
Knaben n = 68	Mädchen n = 52	Kinder n = 120
1,47	1,76	1,6

Im Durchschnitt singen die Väter mit einer Häufigkeit von 0,8, die Mütter mit einer Häufigkeit von 1,2, die Kinder mit einer Häufigkeit von 1,6. Teilt man die Kinder ein in Knaben und Mädchen, erstaunt es nicht, dass die Knaben mit einer Häufigkeit von 1,47 die Mädchen mit einer Häufigkeit von 1,76 singen, insgesamt aber eindeutig zwischen ab und zu und oft. Betrachtet man Unterschiede zwischen Bevölkerungsgruppen so kann man sehen, dass die Nordwest-Europäer etwas weniger häufig, die Romanisch und Balkan Stämmigen etwas häufiger als der Durchschnitt singen. Besonders eindrücklich wird der Unterschied, wenn man die Gruppe von Schweizern mit den Italienern vergleicht. So singen Schweizer Väter mit einer Häufigkeit von nur 0,6, Schweizer Mütter mit einer Häufigkeit von 1,1 und Schweizer Kinder mit einer Häufigkeit von 1,5 (bei den Kindern werden nur diejenigen berücksichtigt, bei denen beide Eltern Schweizer sind). Bei den Italienern singen die Väter jedoch mit einer Häufigkeit von 1,1, die Mütter von 1,4, die Kinder von 1,5 (auch hier werden nur die Kinder berücksichtigt deren beide Eltern Italiener sind).

Tab. 3: Häufigkeit des Singens nach Herkunft

	Väter	Mütter	Kinder n = 120
	0,8	1,2	1,6
Nordwesteuropa	0,7 (n=53)	1,1 (n=51)	1,5 (n=44)
Romanisch	1,0 (n=31)	1,3 (n=38)	1,7 (n=25)
Balkan	0,9 (n=29)	1,2 (n=26)	1,58 (n=24)
CH	0,6 (n=44)	1,1 (n=51)	1,5 (n=37)
Italien	1,1 (n=23)	1,4 (n=19)	1,5 (n=13)

Die nächste Frage wurde den Müttern gestellt und zwar ob sie mit ihren Kindern, als diese Säuglinge waren, gesungen haben. Erstaunlicherweise haben 119 von 120 Müttern dies bejaht. Offensichtlich hat das Singen mit dem ganz kleinen Kind eine etwas andere Bedeutung als das Singen im Alltag. Darauf wird noch Bezug genommen.

Die nächste Frage, die die Kinder mit ja oder nein beantworten mussten lautete: Singst du gern? 100 (83,33%) Kinder beantworteten diese Frage mit ja, 20 (16,66%) mit nein. Der Altersdurchschnitt der Kinder, welche nicht gerne singen, liegt deutlich höher als derjenigen, die gerne singen nämlich bei 9,70 Jahren gegenüber 7,57 Jahren. Wiederum liegen auch hier die Mädchen etwas vor den Knaben. 88,5% der Mädchen singen gerne gegenüber nur 79,4% der Knaben.

Tab. 4: Singen die Kinder gern?

Kinder	ja	nein
120 = 100%	100 (83,33%)	20 (16,66%)
Altersdurchschnitt	7,57 J	9,70 J
Mädchen (100%)	46 (88,5%)	6 (11,5%)
Knaben (100%)	54 (79,4%)	14 (20,6%)

Dann wurden die Kinder gefragt, mit wem sie singen, wo und ob allein oder allenfalls mit elektronischen Geräten. In der Schule, im Kindergarten oder in der Spielgruppe singen alle Kinder, welche eine solche Institution besuchen, über die Häufigkeit und Qualität dieses Singens ist damit nichts ausgesagt. Die Frage richtete sich daher auf die Gewohnheiten ausserhalb Schule oder Kindergarten. Von den Kindern, die angaben gerne zu singen, sagten 2, sie singen gar nicht, das heisst eben nur in der Schule oder im Kindergarten. 76 von 100 singen für sich allein, 26 mit anderen Menschen und 75 mit elektronischen Geräten. Mehrfachnennungen waren bei dieser Frage möglich. So kann ein Kind zum Teil alleine singen, zum Teil mit dem CD Player und gelegentlich auch mit der Schwester, dem Onkel, der Mutter etc. Von den 20 Kindern, die nicht gerne singen, gaben dann auch 11 an, dass sie effektiv neben Schule und Kindergarten nicht singen, keines von ihnen singt allein, 3 aber doch mit anderen Menschen und 4 gelegentlich mit elektronischen Geräten.

Am nachdenklichsten stimmt die Tatsache, dass nur 29 Kinder (23 +3) ausserhalb der Institutionen mit anderen Menschen singen.

Tab. 5: Mit wem / womit singen die Kinder (alle Kinder, die Institutionen, wie Kindergarten, Schule, Spielgruppe, Hort besuchen, singen dort)

Total 120	singen gern (n=100)	singen nicht gern (n=20)
gar nicht (nur in Schule, KG..)	2	11
allein	76	0
mit anderen Menschen	26	3
mit elektron. Geräten	75	4

Anschliessend wurden die Kinder mittels eines sehr einfachen Testes geprüft. Sie mussten 3 Töne in Terzabstand nachsingen, h, d', fis' (angepasst an den durchschnittlichen Stimmumfang eines Kindes (Schneider/Jocher) und die Tatsache, dass sich viele Kinder mit dem Singen von hohen Tönen schwertun). Dann eine Tonfolge h-cis'-d'-cis'-h, und schliesslich den Anfang eines bekannten Liedes wie zum Beispiel „Happy Birthday“ oder „Alle meine Entchen“. Diese 5 Tonäusserungen wurden bewertet mit Punkten von 0 bis 4 wobei 4 perfekt bedeutet, 3 eine minimale Abweichung, 2 eine deutliche Abweichung und 1 eine massive Abweichung und 0 ein nicht erkennen oder nicht vorhanden sein eines Tones. Da es um die Stimme der Kinder ging, wurde bewusst nur die Tonproduktion im Test bewertet und nicht die rhythmische Leistung. Bei 5 Prüfungen, die maximal 4 Punkte geben können, wäre dann ein Punktemaximum, wenn alle Tests perfekt ausgeführt werden, 20 Punkte. Die Beurteilung wurde von einem Prüfer rein auditiv durchgeführt. Vom Schwierigkeitsgrad her ist der Test so, dass einige der nur 4 jährigen Kinder eine Punktezahl von 17 erreichen konnten.

Bei 9 von 120 Kindern konnte die Prüfung der Gesangsstimme nicht durchgeführt werden, weil die Kinder (vor allem ganz junge) nicht singen wollten, von ihnen wurden nur die Fragebögen verwendet.

40 von 111 Kindern haben eine Punktezahl von 16 bis 20 erreicht darunter 26 Mädchen und 14 Knaben. Die Kinder mit dem höchsten Score sind im Durchschnitt deutlich älter als die Kinder mit einem Score unter 16 Punkten. Insgesamt zeigt es sich, dass die Qualität des Gesangs mit dem Alterwerden steigt, bei den Kindern ab 12 Jahren wurde die Qualität eher wieder etwas schlechter, aber dort sind auch die Zahlen der Gruppen nicht sehr gross. Schaut man die Qualität der Gesangsäusserungen nach Volksgruppen getrennt an so schneiden nun die Nordwest-Europäer (n=40, Score 13,70) eher etwas besser ab als Romanische (n=25, Score 12,88) und diese wiederum etwas besser als Kinder aus dem Balkan (n=21, Score 11,81). Sogar die Schweizer (n=33, Score 13,20) singen qualitativ leicht besser als die Italiener (n=12, Score 12,42). Diese Unterschiede sind aber klein und könnten vielleicht mit unterschiedlicher Bildungsnähe erklärt werden, wofür aber keine Parameter überprüft wurden.

Tab. 6: Stimmqualitätsresultate

Kinder n = 111	f	m	J	score
3	3	0	11,67	20
7	4	3	9,43	19
13	10	3	7,85	18
8	3	5	7,25	17
9	6	3	9,33	16
40	26	14	9,11	
71	24	47	7,73	<16

Alle diese Zahlen dürfen interessiert betrachtet werden. Interpretationen müssen aber sehr vorsichtig gemacht werden, da der Test weder standardisiert noch objektiv ist. Es kann leider auch kein Vergleich mit früher erhobenen Daten gemacht werden, was eine Aussage über die Entwicklung der Singgewohnheiten von Kindern zulassen würde. Eine statistische Auswertung zeigt Signifikanz nur bei einem Zusammenhang von Gesangsfreudigkeit, Qualität und Geschlecht sowie Alter der Kinder. Das heisst ältere Kinder singen signifikant besser und lieber als jüngere, Mädchen besser und lieber als Knaben.

Kommen wir nun aber zum eigentlichen Thema.

Seit wann und warum gibt es die Stimme, was ist die Bedeutung des Singens, und wie kann daraus extrapoliert werden, was abhanden kommt, wenn weniger gesungen wird. Den Kehlkopf, eine der wichtigen Voraussetzungen der Phonation gibt es seit ca. 360 Millionen Jahren, so haben bekanntlich Fische keine Stimme hingegen bei Reptilien und bei allen stammesgeschichtlich nachfolgenden Tieren gibt es zunächst einen Kehlkopf, dann auch Stimmgebung. Was sind nun die Vorteile der Stimme in der Evolution, das heisst wodurch bieten sie bessere Überlebenschancen für Lebewesen. Ganz generell gesagt dient die Stimme der Kommunikation und zwar im Speziellen auch dann, wenn sich die Individuen nicht sehen. Folgende 5 Themen können als Untergruppen der stimmliche Kommunikation genannt werden, wobei die Übergänge fließend sind:

- Identifikation (Mutter-Kind, Gruppen, Jagd)
- Aggression (warnen, drohen, abgrenzen, Lebensbewahrung durch Vermeiden des physischen Kampfes)
- Partnerwahl, Werbung (Stimme ist sekundäres Geschlechtsmerkmal, Reproduktionsvorteil für den Stimmstärkeren)
- Stärkung des Gemeinschaftsgefühls (Gruppen, Paare)

1. Identifikation:

Bei vielen Tiergruppen können sich Individuen an der Stimme erkennen, so im Speziellen erkennen zum Beispiel Robbenmütter ihre Jungen ab den ersten paar Sekunden, später auch aus hunderten von Robbenbabys und ein Leben lang.

Konrad Lorenz erzählt in seinen Schriften über Graugänse über das Gänsekind Martina, das ihn, weil es ihn nach dem Schlüpfen aus dem Ei als Ersten gesehen hat, quasi als Mutter adoptiert hat. Er musste das Gänsekind dann ständig bei sich haben und sobald er es verliess, jammerte das Gänsekind und seine Stimmgebung war eindeutig als „Wo bist du?“ zu erkennen. Der Tierforscher musste daraufhin jedes Mal auf Graugänsisch antworten „ich bin da, keine Angst es passiert dir nichts“.

Wir Menschen sind auch fähig uns gegenseitig dank unserer Stimme zu identifizieren, sie ist eines der stärksten Merkmale eines Individuums. Entsprechend kann mit bewusst herbeigeführter Stimmveränderung auch eine andere Person dargestellt werden, wie dies zum Beispiel um zu täuschen gebraucht wird (vergleiche dazu „der Wolf und die sieben Geisslein“, hier wird der Wolf von den Geisslein erst hereingelassen als er seine Stimme verstellt, indem er Kreide frisst). Oder aber in der darstellenden Kunst wird unter anderem die Stimme gebraucht, um Charaktere oder eine Persönlichkeit zu spielen.

2. Aggression:

Mit stimmlichen Äusserungen können auch aggressive Signale gesetzt werden. Als Beispiel gelten hier die Vögel, welche ihr Revier durch ihren Gesang verteidigen. Durch dieses Verhalten kann oft auf körperliche Gewalt verzichtet werden, da der Gegner bereits stimmlich eingeschüchtert wird, weil er offensichtlich aus der phonatorischen Gewalt die Kräfte und Körpergrösse des Gegners einschätzen kann.

3. Partnerwahl:

Ähnliche Vorgänge können auch bei Partnerwahl und Werbung beschrieben werden. Bei vielen Tierarten werben Männchen stimmgewaltig um das beste Weibchen. So zum Beispiel locken Frösche durch lautstarkes Quaken die Weibchen an und es gibt Arten, die sich in kleine Baumhöhlen setzen, deren Resonanz ausnützen und somit grösser und stärker zu erscheinen versuchen als sie in Wirklichkeit sind. Ein anderes Beispiel ist der röhrende Hirsch in der Brunftzeit der durch seinen Ruf seine Körpergrösse und Kraft demonstriert. Im Gegensatz zu den vorher genannten Fröschen ist dies aber eine ehrliche Äusserung, da Stimmtiefe und vor allem auch Ausdauer der Vokalisationen direkt proportional zur Körpergrösse und Kraft des Tieres zu sehen sind. Sei es nun auf die gefälschte oder auf die ehrliche Art, in jedem Fall hat der Stimmkräftige einen Reproduktionsvorteil gegenüber dem stimschwächeren Artgenossen. Viele dieser Verhaltensweisen können auch beim Menschen gesehen werden, sei dies, dass man sich allenfalls anschreit, bevor man handgreiflich wird, dass man in verschiedenen Situationen versucht, lauter zu sein als der andere oder aber dass die Stimme verführend wirken kann. All dies äussert sich auch in entsprechenden Liedern, allen voran Liebesliedern.

4. Stärkung des Gemeinschaftsgefühls:

Es gibt einige Tierarten, bei denen sich stimmliche Äusserungen entwickelt haben, wahrscheinlich aus dem Aspekt des Erkennens des Individuums, die dazu dienen, das Gemeinschaftsgefühl in einer Gruppe zu stärken, und schliesslich bei höher entwickelten Säugetieren sogar einzelne Paare in ihrer Paargemeinschaft zu versichern. So kann man zum Beispiel bei Walen gewisse Lautäusserungsfolgen gewissen Gruppen zuschreiben, oder auch bei bestimmten Affenarten immer wiederkehrende Lautäusserungen, die von einem Paar gemeinsam produziert werden, feststellen, die offensichtlich einen positiven Effekt auf das entsprechende Paar und seinen Zusammenhalt haben. Ganz Ähnliches kann bei Menschen festgestellt werden, speziell wenn in Gruppen gesungen wird. Gesang ist oft bei geselligen Anlässen zu finden, bzw. war es jedenfalls früher.

Wenn wir nun die menschliche Stimmgebung betrachten, können wir grob unterscheiden zwischen Sprechen und Singen nebst allen Phonationsweisen, die ganz speziell Emotionen zeigen, wie zum Beispiel Jauchzen, Schreien, Jammern etc.

Was ist denn der Unterschied zwischen Sprechen und Singen?

Untersuchungen zeigen, dass das Singen, – und offenbar speziell das Singen in Gruppen – mit hormonellen Veränderungen einhergeht. Es kommt beim Singen zum Absinken des Cortisolspiegels im Blut, was ein Ausdruck von Stressverminderung ist. Oxytocin, ein Hormon, das im Zusammenhang mit Geburt und dem Stillen eine Rolle spielt und offenbar ein allgemeines Wohlbefinden bewirkt, steigt hingegen an.

Gehen wir aber nochmals 360 Mio. Jahre zurück und fragen wir uns, warum sich genau damals die Stimme entwickelt hat. Damals fand der Landgang der Tiere statt, d.h. es kam zu einer Umstellung des Energiehaushaltes, die Luft, die von Meeresalgen mit Sauerstoff angereichert wurde, konnte nun als Reservoir für den Stoffwechsel benützt werden. Dafür musste die Lunge entwickelt werden.

Beim Sprechen ist das Hauptgewicht auf der inhaltlichen Äußerung und dieser Inhalt, der im Gehirn konzipiert wird, wird durch die Artikulationsorgane ausgesprochen und durch die Stimme vertont, sodass die Signale ans Ohr des Gegenübers gelangen können. Die Stimme liefert aber auch die begleitende Emotion, die manchmal mit dem intellektuellen Inhalt übereinstimmt, manchmal aber nicht.

Dem gegenüber ist beim Singen der Ton die Hauptbotschaft, der allenfalls gelegentlich von Sprache begleitet werden kann, aber nicht unbedingt muss. Man könnte das Singen auch als hauptsächlich emotionale Äußerung definieren.

Vereinfacht: Die Sprache dient der alltäglichen, gewöhnlichen Kommunikation, und das Singen ist die Phonation, die für besondere Gelegenheiten gebraucht wird (die Sonntagsstimmgebung).

Betrachtet man eine anatomische Zeichnung der Lunge, so stellt man fest, dass der Kehlkopf den oberen Abschluss des Atmungsapparates bildet. Betrachtet man nun einen Sagittalschnitt, wird offensichtlich, dass der Kehlkopf notwendig ist, um die Lunge vor dem Eindringen von Nahrung zu schützen. Der Kehlkopf ist also primär ein Atmungs- und Schluckorgan, die Stimme entwickelt sich erst später durch das Vorhandensein von einer Engstelle, an der Luft vorbeifliesst, was dann eine Schwingung, also Tonerzeugung möglich macht, die wie oben beschrieben Vorteile in der Evolution bringt.

Abb. 1: Sagittalschnitt mit Darstellung der Kreuzung von Luft und Nahrungsweg.

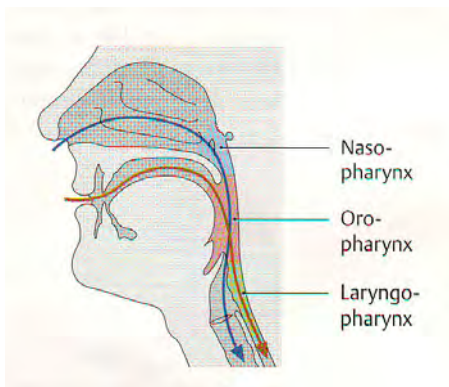


Abb. 2: Kehlkopf in Atmungsstellung, Stimmlippen und Taschenfalten geöffnet. Einblick in Luftröhre



Abb. 3: Kehlkopf in Schluckstellung, Stimmlippen und Taschenfalten geschlossen (genau genommen sieht man beim Schlucken gar nicht mehr in den Kehlkopf hinein, da sich auch der Kehldeckel abschliessend als dritte Sicherung über Stimmlippen und Taschenfalten legt).

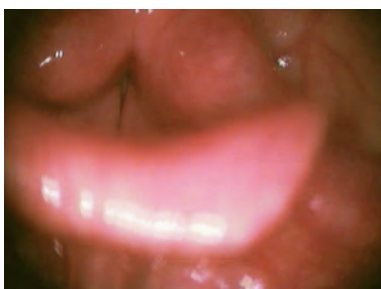


Abb. 4: Zwischen Atmungs- und Schluckstellung gleichsam in der Schwebeliege die Phonationsstellung. Die Stimmlippen sind nicht übermäßig geschlossen, alle übrigen Strukturen dürfen nicht schliessen sondern trotz Ausatmung die Idee der Einatmung weiter aufrechterhalten, um einen optimalen Klang zu erreichen.



Die Stimmlippen bewegen sich zur Seite, um das Schutzventil während der Atmung zu öffnen, beim Schlucken kommt es zu einem dreifachen Verschluss (Stimmlippen, Taschenfalten, und über das Ganze legt sich noch der Kehledeckel). Bei der Phonation befinden sich die Stimmlippen aber in einer Art Schwebeposition zwischen den beiden Extremen. Ein optimaler Ton braucht eine Annäherung der Stimmlippen bei sonst aber offener Einatmungsposition. Bei Angst wird der Muskeltonus allgemein höher, am Kehlkopf bedeutet das mehr Verschluss. Andererseits braucht Öffnung Mut, denn man präsentiert sich der Umwelt schutzloser.

Wie hat sich nun aber beim Menschen die Stimmgebung weiterentwickelt, was sind denn die Unterschiede zwischen Mensch und Tier. Genetisch gesehen, sind die gar nicht so gross.

Einfach zusammengefasst können die zwei folgenden Punkte genannt werden:

1. Bewusstwerdung, dass das Ich sich vom Anderen unterscheidet, in der Schöpfungsgeschichte beschrieben (Adam und Eva wurden die Augen aufgemacht, als sie die Frucht vom Baum der Erkenntnis gegessen hatten, und sie erkannten, dass sie nackt waren). Daraus resultiert unter anderem Schamgefühl, eine spezielle Form der Angst. Elias Canetti sagt am Anfang seines Buches „Masse und Macht“: Nichts fürchtet der Mensch mehr, als die Berührung durch Unbekanntes. Beim Singen öffnet man sich, um Emotionen auszudrücken, also um den anderen zu berühren und auch um umgekehrt berührt zu werden. Wie könnte man das besser üben, als in der Gruppe, in der man geschützt ist. Und es zeigt sich ja hormonell, dass Stress abnimmt und Wohlfühl steigt.
2. Der Mensch hat einen weiter entwickelten Zeitbegriff als Tiere. Er kann erkennen, dass es eine Vergangenheit gibt und eine Zukunft, er weiss daher um die Möglichkeit von Unglück, Seuchen, Kriegen, Hungersnot und letztlich, dass er mit Sicherheit einmal sterben wird. Auch Tiere können Angst empfinden, aber sie müssen nicht dieses Wissen, was alles geschehen könnte, während ihres ganzen Lebens ertragen. Religion und Rituale entstehen aus dem Wissen um den Tod. Was würde sich da besser eignen, als die besondere Phonation, die einem das Gefühl der Solidarität in der Gruppe vermittelt und angstlindernd wirkt.

Man kann noch einen Schritt weiter gehen. Prometheus schuf Menschen aus Ton. Um sie zum Leben zu erwecken haucht er ihnen Atem ein. Wenn ein Kind zur Welt kommt, ist sein erster Schrei das Zeichen, dass es lebt. Beim Sterben spricht man vom Leben, das ausgehaucht wird oder es wird ein letzter Schrei ausgestossen (Jesus schrie abermals und verschied. Matt. 27,50). Man kann also Stimme mit Leben an und für sich gleichsetzen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass für ein frohes Leben, Offenheit und ein gesunder Umgang mit Angst notwendig sind, und dass das Singen ein gutes Mittel ist, diese Eigenschaften zu erwerben. Umgekehrt ist in einer offenen und wenig ängstlichen (multikulturellen) Gesellschaft Singen eher möglich. Italiener singen deutlich häufiger als Schweizer; dass sie offener, weniger emotionsscheu und fröhlicher sind als Schweizer ist kein Geheimnis. Vielleicht könnte gerade der Umstand, dass vermehrt die multikulturelle Gesellschaft zur Norm wird, hilfreich sein, die Gesangsfreudigkeit wieder zu wecken. Eine Förderung der Gesangkultur, aber vor allem des natürlichen Singens ist sicher sinnvoll und notwendig. Hoffen wir, dass man auch in Zukunft sagen kann:

„Wo man singet, lass dich ruhig nieder,
Ohne Furcht, was man im Lande glaubt;
Wo man singet, wird kein Mensch beraubt;
Bösewichter haben keine Lieder.“
(Johann Gottfried Seume)